

Menschenhandel und Titanenkämpfe

Neue Sachbücher widmen sich der Europäischen Union, die auf einmal zum Improvisieren gezwungen ist, der Geschichte der Sklaverei und der Frage, wie sich mehr Demokratie schaffen lässt. Von Mirko Weber

Noch auf dem Höhepunkt der Pandemie in Europa, aber schon in der Überzeugung angelegt, dass sich die Krise überwinden lassen werde, hat der Historiker und politische Philosoph Luuk van Middelaar eine brillante Studie über den Apparat der EU geschrieben, der seiner Meinung nach eine Metamorphose wider Willen von der Regel- zur Ereignispolitik durchmachen musste. Van Middelaars Analyse der „Zoomdiplomatie“ des letzten Jahres, an deren Ende der Wiederaufbau stand, hat nichts Sensationelles, sondern schildert im Detail die „geopolitische Einsamkeit“ der EU, die ihre (neue) Rolle gerade an der Seite der USA wieder zu finden sucht, wie der Besuch des amerikanischen Präsidenten illustrieren sollte. „Titanenkämpfe“, wie Luuk van Middelaar sie nennt, stünden vor allem in der Auseinandersetzung mit chinesischen Interessen bevor.

Sie haben unsichlich damit zu tun, wie der Autor nachweist, dass sich die Geschichte in Analogie zur „Kanonendiplomatie“ des neunzehnten Jahrhunderts wieder umzukehren scheint. Die kolonialistischen Verbrechen namentlich der Europäer, Amerikaner und Japaner – wie zum Beispiel die Plünderung des Kaiserlichen Sommerpalastes im Jahr 1860 – seien tief in der kollektiven Erinnerung Chinas eingegraben. Koloniale Züge hielten den Rang als dritte Weltmacht begründet habe, unter Deng Xiaoping, als sich China mit Billigproduktionen zur „Werkstatt der Welt“ emporarbeitete. Unter Xi Jinping jedoch, der – anders als Europa – mit der Partei im Rücken Politik, Wirtschaft und Sicherheit als ein Ganzes betrachte, setze China strategische Prioritäten, die vom Westen und der EU lange Zeit unterschätzt worden seien.

Der Kauf des Hafens von Piräus durch China im Jahr 2016 zum Beispiel (im Hinblick auf das Projekt „Neue Seidenstraße“) wird mittlerweile innerhalb der EU als Kardinalfehler empfunden, wie van Middelaar schreibt. Erst im Frühjahr 2019 hingegen habe die EU die Chinapolitik neu ausgerichtet, als sie in einem Dokument das Land der Mitte differenziert als Partner, Konkurrenten und Systemrivalen qualifizierte. Wer aber einen Systemrivalen sehe, gibt der Autor zu bedenken, könne sich nicht mit einem

Selbstverständnis begnügen, das auf unverselbten Werten beruhe – eine Behauptung des Westens auf schwankender Grundlage



Luuk van Middelaar: Das europäische Pandämonium. Edition Suhrkamp. 183 Seiten, 16,50 Euro.

Andreas Eckert beginnt sein faktenreiches Buch über die Geschichte der Sklaverei mit einem Zitat, das man aus der Bühnenliteratur noch halbwegs im Ohr hat: „Oh welch ein Schurk und niedriger Sklav“ bin ich“, rätioniert Hamlet Ende des zweiten Aktes im gleichnamigen Stück von William Shakespeare. Objektiv gesehen ist er als dänischer Prinz denkbar weit entfernt von einem solchen Status der Ausbeutung, subjektiv betrachtet jedoch befindet er sich in abgrundtiefer Verzweiflung – wie ein Sklave eben, der im Besitz einer anderen Person ist. Shakespeare war um das Jahr 1600, wie oft in seinem Denken, seiner Zeit voraus.

Der transatlantische Sklavenhandel, der offiziell von Frankreich als erstem Staat überhaupt erst 2001 gesetzlich als „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ bezeichnet wurde, kam seinerzeit international gerade „in Fahrt“, wie Eckert festhält. Traditionell freilich gehörte er seit dem Neolithikum (ab 10 000 v. Chr.) zur Menschheitsgeschichte, die fünf Sklavengesellschaften (im Unterschied zu Gesellschaften mit Sklaven) kennt: das klassische Griechenland, das Römische Reich, Brasilien (bis 1888), die Inseln der Karibik (bis zur Revolution in Haiti 1791) und den südlichen Teil Nordamerikas (bis zum Ende des Sezessionskriegs 1865). Dass man durch Kriege an „Barbaren“ komme, die versklavt werden könnten, gehörte zu den Denkgewohnheiten von Aristoteles.

Mit besonderer Konzentration auf den Handel mit Menschen aus Afrika schlägt Andreas Eckert einen Bogen zur Sklaverei heute, de iure abgeschafft, de facto im internationalen Finanzkapitalismus beschämend präsent: Über 35 Millionen Menschen in sklavenähnlichen Verhältnissen zählt der Global Slavery Index (GSI). Armut, Geringqualifikation und Kriegsgefangenschaft sind die Grundlagen des Systems. Viel an historischer Aufarbeitung, besonders an den amerikanischen Universitäten (der erste Stichtagsbericht für Rechtswissenschaften an Harvard wurde über Erlöse aus einer Sklavenplantage in Antigua finanziert, schreibt Eckert), steht noch aus.



Andreas Eckert: Geschichte der Sklaverei. Von der Antike bis ins 21. Jahrhundert. C.H. Beck Wissen. 128 Seiten, 9,95 Euro.

Populismus, so meine These, ist eine ganz bestimmte Politikvorstellung, laut der einem moralisch reinen, homogenen Volk stets unmoralische, korrupte und parasitäre Eliten gegenüberstehen.“ So hieß es in einem viel beachteten Essay, den der in Princeton lehrende Sozialwissenschaftler Jan-Werner Müller im Jahr 2016 veröffentlichte.

Seinerzeit rief er dazu, Populisten argumentativ keinesfalls auszugrenzen – und überhaupt eine gewisse Gelassenheit im diskursiven Umgang zu pflegen. So gelassen klingt Müller fünf Jahre später nicht mehr. Ähnlich wie zuletzt David Runciman („So endet die Demokratie“, Campus-Verlag) oder Adam Przeworski („Krisen der Demokratie“, Edition Suhrkamp) bewahrt sich Müller dennoch eines teils hoffnungsvollen Blick, trotz der rechtspopulistischen Entwicklungen in Polen, Ungarn, der Türkei und zuletzt in den USA. Nicht zu akzeptieren, so Müller, sei die in solchen Fällen erlebte – und in Ungarn systematisch betriebene – „Demontage der demokratischen Infrastruktur“, zum Beispiel die Etablierung von Günstlingssystemen. Schließlich würden dann demokratische Garantien nur noch für einen Kreis jenes „wahren Volkes“ gelten, den die Populisten definieren.

Mit Emphase tritt Müller für eine vielle „demokratische Infrastruktur“ auf der Basis lückenloser Transparenz ein. Darüber hinaus redet er dem „mobilisierten Bürger“ das Wort, den er in Edward Snowdens personalisiert sieht: Dieser habe die Regeln verletzt, um den „hinter den Regeln stehenden Geist“ zu retten – den der Demokratie.



Jan-Werner Müller: Freiheit, Gleichheit, Ungewissheit. Wie schafft man Demokratie? Suhrkamp. 270 Seiten, 24 Euro.

Kulturtipp

Das Theaterhaus spielt im Hof

Kulturorte mit eigenem Außenbereich sind derzeit im Vorteil, das Theaterhaus etwa bespielt den lauschigen Hof zwischen Haupt- und Restaurant mit Zweitischen und Bewirtung. An diesem Freitag präsentiert dort der Komödiant und Zauberkünstler Helge Thun sein Programm „Held der Komik: Reime, Tricks & Comedy“. Kostprobe gefällig? Achtung, Anglizismus: Wenn es um Heldentum geht, „vertraut er lieber Menschen, die Greta sind als er selber“. ha



Sommerfestival im Theaterhaus-Hof, Karten und Programm unter www.theaterhaus.com

Nachgefragt

Sparschwein schlachten

Mario Strzelski zeigt am Wochenende Kunst in einer Pop-up-Galerie im Stuttgarter Dillmann-Gymnasium.

Herr Strzelski, was ist denn eine Pop-up-Galerie in der Schule?



Das machen wir schon zum 16. Mal. Früher nannte es sich Dillmann-Kunstmarkt, inzwischen heißt es Pop-up-Galerie. Wir mussten den Termin im November wegen Corona absagen. Jetzt hat die Schulleitung uns die Offerte gemacht und können wir die Ausstellung kurzfristig veranstalten.

Ist eine Schulaula denn der richtige Ort für zeitgenössische Kunst?

Die Schule ist sehr dankbar für externe Veranstaltungen. Es ist eine Verkaufsstelle, und jeder Künstler hat sechs bis acht Meter Wandfläche für seine Werke. Für mich ist es aber auch praktisch, weil ich neue Künstler in der Ausstellung sozusagen testen kann.

Und die Kinder schlachten ihre Sparschweine, um Kunst zu kaufen?

Nein, dafür sind die Preise zu teuer. Sie sind so, wie sie auch bei mir in der Galerie wären. Da von den Verkäufern aber auch ein Teil an den Elternverein gespendet wird, ist es für viele Eltern ein Anreiz, weil man auch die Schule unterstützt. Das breite Publikum darf aber natürlich auch kommen, es gibt auch Getränke und etwas zu essen.

Das Gespräch führte Adrienne Braun.

Preview Freitag 18-22 Uhr, Ausstellung 13-19 Uhr, Forststraße 43

Komikern

Kebekus ist für Gendersternchen

Carolyn Kebekus macht sich in ihrer TV-Sendung für eine gendergerechte Sprache stark. „Alles wird sich ändern“ heißt der Song, den sie dazu in der Rolle des fiktiven Popstars „Lady Gender Gag“ in der „Carolyn Kebekus Show“ am Donnerstagabend im Ersten performt hat. Das Lied richtet sich an „Gender-Gegner*innen wie Friedrich Merz“ und hält ihm vor, dass man in der deutschen Sprache schon immer gendert habe – „aber halt nur maskulin“. Die Komikerin schlägt aber auch versöhnliche Töne an: „Menschen aller Gender, vereinigt eure Stimmen“, singt sie. „Den Krieg der Sternchen könnt wir nur zusamm* gewinnen.“ dpa

Leipzig

Bach-Medaille geht an Wissenschaftler

Die Bach-Medaille der Stadt Leipzig ist erstmals zwei Wissenschaftlern zuerkannt worden: Sie ging an die beiden Bach-Forscher Hans-Joachim Schultze und Christoph Wolff. Der 1940 in Solingen geborene Christoph Wolff und der 1934 in Leipzig geborene Hans-Joachim Schultze prägen laut Jury die Forschung zu Johann Sebastian Bach (1685-1750) seit 60 Jahren auf beeindruckende Weise. Die Wissenschaftler hätten nicht nur durch viele Veröffentlichungen beeindruckt, sondern auch für eine kontinuierliche Zusammenarbeit der Bach-Forschung zwischen Ost und West hinweg gesorgt. KNA



Wie in Ketten: über 35 Millionen Menschen leben heute noch in sklavenähnlichen Verhältnissen
Foto: Imago/Panthermedia/Ötmar

Herrlich hyggelig

Probier's mal mit Gemütlichkeit: Die Kings of Convenience aus Norwegen legen ihr neues Album vor. Von Jan Ulrich Welke

Exakt zwei Jahrzehnte ist es her, dass die Kings of Convenience ihr Debütalbum mit dem emblematischen Titel „Quiet is the new Loud“ veröffentlichten; fast ebenso lange liegt ihr bisher einziges Konzert in der Region zurück, seinerzeit in der Schorndorfer Manufaktur. Zwei weitere Alben folgten, und dann sehr lange Funkstille, auch auf der Bühne. Ihr bis dato letzter Auftritt überhaupt fand vor vier Jahren im großen Saal der Elbphilharmonie statt.

Zur Abwechslung mal nicht coronabedingt, sondern aus freien Stücken haben sie sich Sabbat aufgelegt. Viel Ruhe sogar, zwölf lange Jahre sind schon wieder vergangen, seit ihr letztes Album erschien. Erlend Öye, der eine der beiden Herren des norwegischen Duos, hat sich herumgetrieben als DJ und Produzent sowie mit der Band Whittet Boy alive, Eirik Glambek Bøe, der andere, blieb zurückgezogen.

Jetzt sind sie wieder da. Mit einem an diesem Freitag erscheinenden Album, das sie in auch recht ruhiger Gangart eingespielt haben, nämlich an den verschiedensten Orten und in den letzten fünf Jahren. „Peace or Love“ heißt es, aber so gegensätzlich, wie es der Titel suggeriert (über zwei Dinge, die man ohnehin am liebsten im Einklang hätte), klingt es überhaupt nicht. Dem Stil des von einer milden Akustikgitarre getragenen Indie-

folkpops nebst feinem Duettgesang sind sie nachgerade stoisch treu geblieben auf den elf neuen Stücken.

So kommen nicht nur Freunde der mit diesem Zwecke immer genannten Referenzen Belle and Sebastian, Nick Drake und Turin Brakes auf ihre Kosten, sondern auch Verehrer der famos kanadischen Leslie Feist, die in den zwei ganz vorzüglichen Stücken „Love is a Lonely Thing“ und „Catholic Country“ ihre feine Stimme beisteuert und den Gesang, der ohnehin das Prunkstück dieses Albums ist, noch glanzvoller erstrahlen lässt. Der Rest sind einfühlsam, aber geschmackvoll arrangierte Popminiaturen. „Hyggelig“ heißt das Wort, das die Norweger und Dänen zur Umschreibung einer wohligen, heimeligen, geborgenen und behaglichen Stimmung nutzen. Und wie „Quiet is the new loud“ längst zum geflügelten Sinnbild für unaufgeregtes Musizieren im Allgemeinen geworden ist, könnte man „hyggelig“ auch als perfektes Etikett für die Musik der Kings of Convenience im Besonderen nutzen. Ein wirklich feines Album.



Kings of Convenience: Peace or Love. EMI/Universal

Vorurteile überwinden

Der Pixar-Trickfilm „Luca“ auf Disney+ fühlt sich in Kinderseelen ein im Postkarten-Ambiente der italienischen Riviera. Von Bernd Haasis

Überall Harpunen: Die Landbewohner scheinen nur darauf aus zu sein, Seemonster zu erlegen, obwohl kaum jemand je eines gesehen hat. Die Wasserwesen indes sind harmlos und wollen nur ihre Ruhe – bis auf Luca und Alberto, zwei naseweisse Jungs, die die Menschenwelt erkunden, Eis essen, eine eigene Vespa wollen. Das geht, weil sie menschliche Gestalt annehmen, sobald sie das Wasser verlassen.

Enrico Casarosa, gebürtiger Genueser, arbeitet seit 2002 beim US-Trick-Studio Pixar und wurde mit seinem Kurzfilm „La Luna“ (2010) für einen Oscar nominiert. „Luca“ ist sein Langfilmdebüt und autobiografisch gefärbt: Der Schauplatz Portorosso erinnert an ein idealtypisches Küstendörfchen der italienischen Riviera der 50er, bevor Orte wie Cinque Terre von Touristen überflutet wurden.

Die Einzige, die wie Luca und Alberto nicht richtig dazugehört, ist Giulia, die Tochter des Fischers. Sie lebt bei ihrer Mutter in Genua, kommt nur in den Ferien zu Besuch und sieht mit ihrerquirigen Quicklebendigkeit heraus. Die drei bilden ein Team beim jährlichen Dreikampf – Radfahren, Schwimmen, Pastasessen – doch der Dorfbauke Ercole ist auf den Sieg abgesehen. Zudem dürfen Luca und Alberto nicht nass werden, sonst verwandeln sie sich zurück. Jeder Brunn-

jeder Regenguss birgt die Gefahr, entdeckt zu werden.

Casarosa fährt das italienische Flair bis zum Anschlag aus. Die Sprache ist mit italienischen Begriffen durchsetzt, es gibt dampfende Pasta, eine strahlende Sonne über blauer See scheint auf Postkartendörfern, und das Großmaul Ercole schwebt auf seiner Vespa durchs Dorf wie ein kleiner König. Die Wasserwesen sind bunt gefiederte Wassermänner und Nixen mit sehr menschlichen Alltagsroutinen, der wüste Onkel aus der Tiefsee personalisiert die Drohung eines Daseins mit eingeschränktem Horizont.

Pixar macht eher Filme für Erwachsene, dieser ist für die ganze Familie. Er handelt von Vorurteilen und wie man sie überwindet, von Freundschaft und Loyalitätskonflikten, von Wertschätzung und Leistungsorientierung. Casarosa fühlt sich in die Kinderseelen ein: Luca ist ein überbehüteter Junge, den bald seine Eltern suchen, Giulia ein zerrissenes Trennungskind, Alberto gar ganz auf sich allein gestellt – er lebt in großer Freiheit, doch ihm fehlt Geborgenheit.

Am Ende fügt sich alles in diesem klug konstruierten Sommermärchen, das eine Nebenwirkung hat: Es treibt sie auf die Spitze, die in Pandemiezeiten bei vielen ohnehin stark gewachsene Sehnsucht nach einer Reise nach bella Italia.